



PROF. DR. MARTINA
LEIBOVICI-MÜHLBERGER

**WIE WIR
UNSERE KINDER
RETTEN**

UND DIE WELT DAZU



GRÄFE
UND
UNZER

EDITION



INHALT

Vorwort	7
 Was Corona unseren Kindern angetan hat	11
Diagnose: verhaltensauffällig	18
Zunahme von kindlicher Aggression und Gewaltbereitschaft	23
Bildungsdefizit – eine Gefahr für die Zukunftschancen unserer Kinder	33
Die Angst vor einer „verlorenen Generation“	41
Autonomie und soziale Interaktion – Kompetenzen zum Erwachsensein	48
Bange Zukunft: die Sorge, im Leben zu scheitern	59
 Der Notfallplan – Katalog erster Maßnahmen	65
Die Pandemie klug genutzt	66
Berührungängste und Körperfeindlichkeit – antisozialer Entwicklung vorbeugen	71
Die Bildungsschere öffnet sich	79
Eine Partnerschaft zwischen Eltern, Kindern und Schule	82
Jugend in die Gestaltung der Zukunft einbeziehen	88
Salutogenese – Gesunderhaltung von Körper, Geist und Seele	91
 Die Krise als Weckruf – wir haben es in der Hand	97
Ein neues Betriebssystem für die Gesellschaft	99
Global solidarisch leben	104
Zeit für einen Kurswechsel	106
Willkommen in der VUKA-Welt	108

Was uns zu Siegern macht – Zeit des Umbruchs	115
Stärke aus der Krise entwickeln	116
Die Trumpfkarten im evolutionären Wettbewerb	119
Sozial und kreativ – was uns zu Siegern macht	121
Entwicklung zum sozialen Wesen – eine menschliche Erfolgsgeschichte	123
Wir-Gefühl: von gegenseitiger Verantwortlichkeit	127
Kreativität – ein Dynamo gesellschaftlicher Entwicklung	129
Erziehung für die Zukunft	133
1. Würde und Respekt	134
2. Denken und Fühlen verbinden	141
3. Die Seele sitzt in jeder Zelle! Ich habe nicht einen Körper, sondern ich bin mein Körper	144
4. Verantwortung übernehmen – Teil des Ganzen sein	149
5. Moderne Medien – User statt Consumer	153
6. Sich immer neu erfinden können	161
7. Konkurrenz stimuliert, doch nur Kooperation kann zum Ziel führen! Führung ist ein dynamisches Prinzip!	167
8. Buy nothing, have everything – Besitzen mit Weisheit	173
Wie sich unsere Zukunft anfühlen wird	177
2052 Dystopie	177
2052 Eutopie	184
Nur noch eine Schlussfrage	190

Der *dritte Teil* lädt die Leserschaft zu einer Position kritischer Distanz ein, so als würden Sie sich ins Weltall zoomen und den Film unserer Spezies betrachten. Dieser Abschnitt ist der genauso infamen wie atemberaubenden These gewidmet, dass gerade in jener Krise unsere allergrößte Chance für eine Veränderung zum globalen Besseren liegen könnte.

Im *vierten Teil* wird klar, dass es mit unserer Welt nun Kopf oder Spitz steht. Das Kapitel legt dar, dass die menschliche Spezies über zwei ganz wesentliche Merkmale verfügt, die bisher nicht nur ihr Überleben, sondern ihren Aufstieg in die lichte Höhe der Futterkette bewirkt haben.

Im *fünften Teil* werden acht Erziehungsziele ausgeführt, die unsere Kinder fit für die Zukunft machen und diese Zukunft, gemäß einem gelingenden evolutionären Auftrag, zu einer positiv beglückenden gestalten werden.

Im Ausklang begeben wir uns in die Zukunft selbst und erleben in einem Stimmungsbild, was dies bedeutet und was auf uns zukommt, sollte es nicht gelingen.

Was Corona unseren Kindern angetan hat

Eigentlich hatte ich vorgehabt, in der kurzen Mittagspause meines Praxisalltags in den nahen Park zu eilen, um die Sonnenstrahlen eines der ersten wirklichen Frühlingstage im März in mich aufzusaugen. Irgendwie war es seltsam, aber dieses Jahr spürte ich ein ganz besonderes Bedürfnis nach der Wärme des Erwachens der Natur. Der Wunsch schien mir von ganz tief drinnen zu kommen, so als würde ich mich meiner eigenen Lebendigkeit vergewissern müssen. Frühjahr 2021, mehr als ein Jahr Pandemie fordert eben seinen Tribut. Doch dann kam alles anders, als ich es mit naiver Leichtigkeit geplant hatte.

Auf den ersten Blick wirkte der Park so wie immer um diese Jahreszeit. Die Zweige waren zwar noch winterkahl, aber bereits mit fühlbarem Bersten an den äußersten Spitzen gefüllt, und die milde Luft gab eine leise Vorahnung auf den nächsten Sommer. In Beeten hatten sich Märzenbecher ans Licht gekämpft und boten ersten Insekten Landeplatz und Labung. Eigentlich perfekt, die Szenerie. Doch im Nachhinein betrachtet, erscheint mir jene Begebenheit, die ich in dieser Idylle erlebte, wie die mögliche Gestaltwerdung zukünftigen Unheils, ganz so, wie sich dem Augur Spurinna einst am Vogelflug eröffnet hatte, dass an den nahenden

Iden des März Roms größtem Herrscher Gaius Julius Cäsar der Tod bevorstünde.

Der Anlass hätte banaler nicht sein können, die Wirkung nicht erschreckender. Außer mir sind nur wenige Besucher im Park, vor allem einige Mütter mit Kinderwagen. Ein Kleinkind, das sich im Alter wohl gerade zwischen seinem zweiten und dritten Geburtstag bewegt, sitzt in seiner jagdgrünen Gummihose da, vertieft in sein Spiel, in der flachen Sandkuhle. Allerlei leuchtend buntes Plastikspielgerät liegt griffbereit. Mit Rechen, Schaufel und Kübel scheint der Bub hier auch schon einige Vorarbeit geleistet zu haben. Nun beginnt er einen Monstertruck mit passender Bereifung auf seinem Parcours zu bewegen, wobei er neben ihm her kriecht und das Motorengeräusch laut nachahmt. Damit scheint er die Aufmerksamkeit eines etwas jüngeren Kindes erregt zu haben. Mit torkelnden Schritten setzt es sich in Richtung des Buben in Bewegung, um sich neben ihm niederzulassen und nach dem Truck zu greifen. Das ist allerdings nicht ganz nach den Plänen des Truckfahrers, der seinen Unwillen durch entschlossen abwehrende Äußerungen sowie mit dem deutlichen Wegschieben des Gegenübers vom Spielzeug zum Ausdruck bringt. Der jüngere Knirps schnappt sich daraufhin den roten Sandkübel und greift nach der dazu passenden Schaufel. Doch der energische Truckpilot hat augenscheinlich im Unterschied zum jüngeren Kind bereits ein solides erstes Verständnis von Besitz entwickelt, zumindest was den eigenen angeht, und erlebt hier einen Raubversuch. Dass so etwas Widerstand und Strafe verdient, liegt auf der Hand – auf genau derselben, die dem Räuber entschlossen ins Haar fährt und sich dort festkrallt.

In dem Moment, als beide Kinder ineinander verkeilt sind, werden ihre Mütter aufmerksam. Jene des älteren Jungen war wohl

zuvor durch das Geschwisterchen im Buggy abgelenkt gewesen, die des jüngeren Buben durch ihr Handy, das sie auch jetzt noch fest umklammert und wie einen Schild in die Höhe hält. Mit raschen Schritten ist die erste Mutter bei ihrem Sohn und reißt ihn vom anderen Kind weg, als gälte es, ihn vor den Zähnen eines Raubfisches zu retten. „Können Sie nicht auf Ihr Kind aufpassen?“, herrscht sie die ebenfalls in der Zwischenzeit bei ihrem Sohn angelangte andere Mutter heftig an. Deren Kind sitzt nun vollkommen verdutzt im Sandbett und hält noch immer mit seinen patschigen Händen das Beutestücke fest umklammert. Während seine Mutter unter heftigem Protest ihres Sprösslings seinen Griff lockert, Kübel und Schaufel demonstrativ neben den Truck stellt und ihr Kind ebenfalls zu sich hochnimmt, verteidigt sie sich: „Ist ja wohl nichts passiert! Sind doch Kinder.“

Für die erste Mutter scheint diese Antwort erst recht der Beweis dafür zu sein, dass die andere den Ernst der Lage nicht kapiert hat. „Abstand halten! Ist Ihnen das nicht klar? Wo leben Sie?“, faucht sie. War ihr Ton zuerst hoch alarmiert, so klingt sie jetzt vielmehr entrüstet, wütend, zurechtweisend und eindeutig deutlich schulmeisternd. „Sie sind wohl auch eine von diesen Corona-Leugnerrinnen“, schiebt sie noch verächtlich nach, „und vollkommen verantwortungslos.“

Die andere Mutter wirkt jetzt deutlich überfordert von der Heftigkeit der Kontrahentin und vielleicht sogar etwas schuldbewusst. Jedenfalls zieht sie sich ohne weiteren Kommentar, aber mit gleichzeitig abwehrenden Armbewegungen zum Stützpunkt ihrer Parkbank und ihrem Kinderwagen zurück.

Die erste Mutter blickt sich nun um, als würde sie Zustimmung suchen. Wieder einmal wünsche ich mir Unsichtbarkeit in dieser schon lange als Glaubensfrage ausgetragenen Coronakrise, in der

zunehmend die Verhältnismäßigkeit in der Diskussion aus dem Fokus gerät und Polarisierung und Gegnerschaft entstehen. Ich würde jetzt ungern instrumentalisiert werden. Was mich hingegen tatsächlich stark beschäftigt und mich viel mehr als dieser Streit angerührt hat, war der Blick der Kinder, die gebannt ihre Mütter als Taktgeberinnen und Weltbildbegründerinnen beobachtet hatten. Eine klassische Lernsituation von erhöhter Relevanz war das hier für die beiden Kleinen gewesen. Denn schließlich hatten ja beide Mütter starke Affekte, also ein emotionales Mitschwingen gezeigt. So etwas, wie das eben, musste also einfach etwas bedeuten. Und damit war es hoch relevant für die Buben gewesen.

Ist ja auch logisch, wenn man den Blickwinkel unserer Spezies einnimmt und noch so am Beginn des Lebens steht wie die beiden Knirpse in der konfliktbeladenen Sanddüne eines Wiener Innenstadtparks. Viel können wir am Anfang nämlich wirklich nicht, und viele vorgeformte Programme, wie soziales Leben zu gestalten ist, sind uns tatsächlich nicht auf der Festplatte des Gehirns aufgespielt. Dafür ist Letzteres aber auch extrem plastisch, wahnwitzig anpassungsfähig und unwahrscheinlich lernwillig, genau genommen eigentlich wie ein Schwamm, der in der jeweiligen Umgebung alles aufsaugt. Fazit: Es dauert nur einige Jahre, bis wir es draufhaben, wie es in unserer jeweiligen Umwelt so läuft und was man von uns erwartet. In gewisser Weise könnte man sagen, dass in unserem Hirn ein Abdruck der uns umgebenden sozialen Welt mit ihren Regeln, Erwartungen, Selbstverständlichkeiten und dem hier Gebräuchlichen entsteht. Damit haben wir Orientierung gewonnen und kennen uns aus. Das geht mit einem Gefühl von Erwart- und Planbarkeit einher und bewirkt, dass wir in dieser uns vertrauten Welt keinen Stress haben.

In Summe ist es ein langer, umfassender und schwieriger Prozess, jene Sozialisierung, die es dafür braucht, dass wir mit sicherem Gefühl im Bauch später auch allein durch die Welt ziehen können. Ganz zu Beginn agieren unsere Eltern und die Familie als erste Vermittler zwischen der uns umgebenden Welt sowie ihrem Funktionieren und uns. Etwas später wirken bereits Kindergarten, Schule und die Gesamtgesellschaft, die ganz heftig und mit modernen Medien immer früher in das Leben der Kinder hineinspielen. Das Ganze nennt man Erziehung, und sie bestimmt maßgeblich, welche Kultur wir im Umgang miteinander ausbilden und als richtig erleben.

Aber was war das eben gerade für eine Lernsituation für diese Knirpse gewesen, für sie, die doch noch ganz am Anfang ihres Lebens stehen? Welche Lehre nahmen die Buben unmerklich mit in ihr weiteres Aufwachsen? In welcher Weise hatte der Meißel sozialen Lernens unter der Kraft des Hammerschlags dieser Erfahrung das Gesamtbild des Umgangs miteinander geformt?

Die unbestrittene Hauptquelle für die Herausbildung ihrer zukünftigen eigenen Einschätzung, wie Dinge und Situationen, die in ihrem Leben geschehen, zu bewerten sind, waren für beide in dieser Lebensphase eindeutig noch ihre primären Bezugspersonen, also Mütter und Väter. Was haben jene Buben gerade eben aus allererster Hand über die Welt gelernt? Was könnten sie wohl aus dieser Situation mitgenommen haben? Und welche Botschaft wurde ihnen soeben über sozialen Umgang vermittelt?

Wie viele Situationen von Alarmiertheit seiner Mutter, wenn sich ihm ein anderes Kind nähert, hatte der ältere Junge bereits erlebt? Und wie viele werden wohl noch kommen, sollten diese Pandemie und die mit ihr verbundene Umgangkultur vielleicht noch ein Jahr oder gar länger weiter anhalten? Wie aber wird sich dies

auswirken auf eines der wirklichen Grundprogramme, die jedes Kind in seinem Kopf trägt – dem nach sozialer Nähe und unmittelbarem Kontakt mit anderen? Sicher nicht förderlich, sondern gegenläufig. Wie lange muss man ein Kind wohl vom unmittelbaren haptischen Kontakt mit seinen Altersgenossen zurückhalten, bis das lebendige Bedürfnis nach dem anderen Menschen, die Neugierde auf den anderen, zum Erliegen kommt, das ursprüngliche Programm nach Kontakt nachhaltig überschrieben ist?

Auch wenn ich keine fertigen Antworten auf diese Fragen parat hatte, so bereiteten sie mir im Resonanzkörper meiner eigenen gefühlten gewachsenen Existenz als Mensch, so wie ich Menschsein und menschliches Miteinander interpretiere, deutliches Unbehagen. Solche Gefühle kenne ich, bin immer wieder einmal von ihnen getroffen worden, immer dann, wenn ich mit Zeugnissen des Verlusts von Menschlichkeit konfrontiert werde, unser Sein als empathisches Sozialwesen verloren geht. Aber war das hier denn so ernst zu nehmen?

Die Mutter des Truckpiloten hatte ihren Sprössling, jetzt wo die andere das Feld geräumt hatte, wieder auf den Boden gelassen. Den roten Sandkübel und die Schaufel stieß sie mit der Fußspitze beiseite, nicht ohne dem Jungen einzuschärfen, die Gegenstände nicht anzurühren.

Kurz darauf war sie vom Kinderwagen mit einer Packung Wischtücher und einem keimtötenden Reinigungsmittel zurückgekommen, um die Griffe von Kübel und Schaufel ordentlich zu desinfizieren. Währenddessen kommentierte sie ihr Tun als wichtige Maßnahme. Schließlich richtete sie sich auf, bedachte ihren Sohn mit einem weichen Lächeln und meinte: „So, Sebastian, nun ist alles wieder in Ordnung. Jetzt kannst du wieder ganz allein im Sandkasten spielen.“

Trotz der Banalität und Alltäglichkeit der ganzen Szene ist hier irgendetwas Grauenhaftes im Gange, schoss es mir durch den Kopf, und ich beschloss, lieber im geborgenen Raum meiner mir seit 30 Jahren vertrauten Praxis Schutz zu suchen.

Auf dem Weg zurück zur Ordination begleiteten mich trübe Gedanken. Vergleichbare Situationen, wie jene eben – zwei Kleinkinder in der Auseinandersetzung um ein Spielzeug –, habe ich mit meinen vier Kindern auch zuhauf erlebt. Und doch waren die damaligen Abläufe und damit verbundenen Lernerfahrungen, die aus solchen Begegnungen des Lebens gezogen wurden, ganz anders gestaltet.

Damals, und ich bin der Überzeugung, dass dies genauso auch für die Zeit bis knapp vor Corona galt, haben halbwegs vernünftige Eltern ihren Sprösslingen zuallererst einmal die Möglichkeit zur selbstständigen Auseinandersetzung eingeräumt. Wenn diese aus dem Ruder zu laufen drohte und der Streit nach dem Modell des Faustrechts zu degenerieren schien, griff man maßvoll und ordnend ein. Stets waren die Interventionen darauf ausgerichtet, die Aggressionen zu mildern und stattdessen eine Perspektive anzuregen, die im anderen nicht einen Widersacher, sondern einen potenziellen Spielgefährten erblicken lässt. Das andere Kind konnte vielleicht seinen Wunsch, dabei sein zu wollen, nur unzureichend ausdrücken, versuchten wir unseren Töchtern und Söhnen beizubringen. Einladen und teilen galten als die richtige Kompassrichtung. Gemeinsam war besser als einsam. Dieser prosoziale Grundsatz war eindeutig fixer Bestandteil einer verbindenden Erziehungskultur.

Doch jetzt waren über Nacht und ohne es überhaupt in seinen Konsequenzen zu reflektieren, plötzlich antisoziale Interventionen zum akzeptierten Standard neuer Erziehungspraktik aufgerückt.

Diagnose: verhaltensauffällig

Die erste Klientin des Praxisnachmittags trug nicht gerade dazu bei, meine Stimmung zu heben. Karin war die Mutter des fünfeinhalbjährigen Konstantin. Allein seinetwegen, wegen gravierender Verhaltensauffälligkeiten, suchte sie mich heute auf. Sonst gab es noch Vater Jim, einen Softwareentwickler aus Kalifornien, und die zweijährige kleine Schwester Konstantins mit Namen Noel in seiner bisher glücklichen Familie, wie Karin hervorhob. Aber auch ihre Stimmung war wie meine auf einem Tiefpunkt, und wenn man es genau nahm, so bezogen wir beide unseren Unmut – ich meine tristen Überlegungen und sie ihre an solide Verzweiflung grenzende Aufgelöstheit – aus ein und derselben Quelle. Das sollte sich rasch herausstellen.

Konstantin war während seiner gesamten Säuglings- und Kleinkindperiode ein unauffälliges Kind gewesen, ein Wonneproppen, wie seine Mutter betonte, und bravourös im Durchlaufen aller Entwicklungscharts. Bis vor wenigen Monaten wurde er geschätzt als ein beliebter Spielkamerad im Kindergarten, wo er als unerschrockener Forscher und Eroberer stets an vorderster Front stand, wenn es Neues zu entdecken galt.

Die Misere, deretwegen sie mich heute so dringlich konsultierte, hatte mit der bisherigen positiven Gefügtheit seiner Existenz allerdings gründlich aufgeräumt und wahrscheinlich schon viel früher begonnen, als man sich auf Elternseite bewusst gewesen war. „Wir haben das alles leider nicht rechtzeitig erkannt, waren zuerst sogar davon angetan, wie vernünftig er sich verhalten hat“, räumte Karin sogleich schuldbewusst ein.

So wie sie mir gegenüber tief in sich und nicht nur in einem der Lederfauteuils des Praxiszimmers hineingesunken saß, machte

sie den Eindruck gänzlicher Überforderung und Fassungslosigkeit. „Wenn wir geahnt hätten, wo das alles hinführt“, die Stimme bricht ab. Ihr Blick sucht in dem meinen einen Ausweg.

Die Situation rund um Konstantin ist allerdings tatsächlich ernst. Und Karin hat recht. Alles hat so unauffällig – und man könnte sogar sagen „gefällig“ – begonnen, hat sich gleichsam wie ein Beweis dafür angelassen, mit wie viel Vernunft dieses so feine Kind den jäh veränderten Lebensumständen zu begegnen vermochte.

Dann erzählte mir Konstantins Mutter eine Alltagsgeschichte aus Pandemiezeiten: Ihre eigene Mutter, Konstantins Großmutter, war vergangenes Jahr nach Ostern an Corona erkrankt. Im Nachhinein gesehen, hatte sie Glück im Unglück gehabt. Zwar hatte sie hospitalisiert werden müssen, da es für wenige Tage kritisch ausgesehen hatte, aber ein Aufenthalt auf der Intensivstation mit Beatmung war ihr dann doch erspart geblieben. Doch das wusste man natürlich damals noch nicht. Und während all dieser Zeit hatten selbstverständlich große Angst und Bangen das gesamte Familienleben bestimmt. Das war mehr als nachvollziehbar, wenn man die täglichen gebetsmühlengleichen Aufrufe der Medien bedachte oder die Bilder aus Norditalien, Spanien sowie den USA, die uns ein Sterben am Fließband vorspiegelten.

Konstantin liebte seine Großmutter ganz besonders und fühlte sich innig mit ihr verbunden, da sie ihn bereits von frühester Kindheit an intensiv betreut hatte, zumal Karin schon nach wenigen Wochen Mutterschutz ihre berufliche Tätigkeit wieder aufgenommen hatte. Er ängstigte sich gemeinsam mit der gesamten Familie, die sich fast stündlich zum Zustand von Karins Mutter austauschte.

Darüber hinaus hatte er dieses Konzept der „unsichtbaren winzigen Tierchen, die einen schrecklich krankmachen können



ELTERN SIND VERUNSICHERT WIE NIE!

Wird mein Kind im Leben bestehen können?
Welche Auswirkungen haben aktuelle Krisen auf
die Generation der heute Heranwachsenden?
Die bekannte Ärztin, Psychotherapeutin und
Erziehungswissenschaftlerin Martina Leibovici-
Mühlberger berichtet aus ihrer Praxis – und in der
Tat steht zu befürchten, dass Kinder und Jugend-
liche aktuell zu einer verlorenen Generation
heranreifen. Leibovici-Mühlberger analysiert in
diesem Buch präzise die Auswirkungen der Corona-
krise auf die Kindesentwicklung. Zudem gibt sie
Eltern wertvolle Anregungen, wie sie ihre Kinder
auch in Krisenzeiten auffangen können, wie sie im
lebendigen Kontakt mit den Kindern bleiben und
wie sie ihnen – egal in welcher Altersstufe –
helfen können, Resilienz zu entwickeln und
den Mut nie zu verlieren.



WG 484 Lebenshilfe
ISBN 978-3-8338-8221-0

